Das Heiratsjahr.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(4. Fortsetzung.)

Nach den Zwillingen erschienen die drei Mädchen auf dem Plane: Benedikte rosig und frisch, noch mit Backfischzöpfchen, drall und strotzend vor Gesundheit, aber die sonst so übermütig blitzenden Augen ein klein wenig verschleiert; sie hatte Angst, daß noch eine väterliche Strafpredigt nachkommen würde. Trudchen Palm hatte sich über die heimtückisch applizierte Erdbeere getröstet. Sie war bereits am frühen Morgen tadellos angekleidet, in frisch gewaschener heller Bluse, die die Form eines gut sitzenden Korsetts verriet, englischem Tuchkleide und gelben Stiefelchen. Auf ihrer Stirn kräuselten sich die Löckchen, und die spitzen Nägelchen ihrer Finger waren rosig blank poliert. Das ganze kokette kleine Persönchen strahlte und atmete eine appetitliche Sauberkeit aus. Sie war die Herzensfreundin Benediktes und pflegte seit Jahren einige Sommermonate in Hohen-Kraatz zu verleben. Ihre Mutter stammte aus einem verarmten adligen Hause, und das tröstete die gute Baronin über das Freundschaftsverhältnis Benediktes zu dem Apothekertöchterchen, das sie sonst nicht ohne weiteres gutgeheißen haben würde.

Die dritte im Kleeblatt war Miß Nelly Milton, zweiundzwanzigjährig und ebenfalls das, was Tübingen unter einem „niedlichen Käfer" verstand. Sie war seit einem Jahre im Hause und sollte Benedikte ursprünglich „Mores lehren", aber schon nach zweiwöchentlicher Bekanntschaft hatten die beiden Mädchen Schwesternschaft getrunken und sich ewige Treue geschworen, „auch über den Tod hinaus". Indessen übte das ernstere Wesen Nellys immerhin, wenn auch nur im allgemeinen, einen so guten Einfluß auf Benedikte aus, daß Herr und Frau von Tübingen auf eine „Aeltere und Würdigere", an die man nafänglich gedacht hatte, verzichteten und die kleine Engländerin behielten.

Graf Teupen war trotz seines hohen Alters immer einer der ersten am Frühstückstische. Der Greis war von einer erstaunlichen Frische und Elastizität. Er hatte schon vor gegen zwanzig Jahren die diplomatischen Dienste quittiert und mit dem Orden auch noch den Titel Exzellenz als Pflaster für den Ruhestand auf den Weg bekommen. Aber er machte keinen Gebrauch von seiner „Exzellenz", sondern ließ sich nach wie vor „Herr Graf" anreden. Er war ein zierlicher kleiner Herr mit einem Rokokoschnurrbärtchen, schneeweiß und zu scharfen Spitzen gedreht, sowie einem kurz gehaltenen, grünlich schimmernden Backenbart, der in der Mitte der Wangen nach englischer Sitte schnurgerade abrasiert war. Das noch volle grauweiße Haar war sehr sorgfältig gescheitelt und über die Ohren zurückgebürstet, und ebenso sorgfältig war die Kleidung des Grafen: taubengraue Beinkleider, weiße Piquéweste und ein Morgenrock aus türkisch gemustertem Stoff, aus dessen Tasche der Zipfel eines seidenen Sacktuchs hervorlugte. Dazu trug er um den steifen weißen Halskragen einen flott gebundenen Schlips.

Jeder der Ankömmlinge wurde zunächst von den Hunden begrüßt — Caro stürmisch von Cäsar, Lord und Röhrchen, und in bedeutend gemessener und vornehmerer Weise von Cosy. Cosy sprang nämlich nur aus seinem Korbe, strich rasch mit seinem Schnüffelnäschen über Kleidersaum, Hosenrand oder Stiefelspitzen, versuchte mit dem Schwanzfragment zu wedeln und kehrte sofort, in dem Bewußtsein, daß es einer solchen Anstrengung nicht mehr wert sei, in sein Körbchen zurück, wo er sich wieder zusammenringelte. Die Zwillinge und Benedikte küßten dem Großpapa die Hand, der seine Jüngstentochter mit einem ernsten und strafenden Blicke maß, worauf diese sich zerknirscht tat, rot wurde und den Kopf senkte.

„Ja ja, Dikte, sagte der alte Herr, du schämst dich nur, das schadet gar nichts! Du bist nun bald achtzehn Jahre, und in diesem Alter sind andere deinesgleichen schon Hofdamen. Nun bitte ich dich, was würde deine gnädige Herrin sagen, wenn man sie bei Hofe erzählen wollte, du kämest einer schlummernden Jungfrau plötzlich eine große dicke Erdbeere in den Mund gesteckt! Glaubst du denn, das würde dein Ansehen erhöht haben? Ich bin überzeugt, selbst die Lakaien hätten sich über dich lustig gemacht und auch der Portier würde dich viel weniger respektvoll gegrüßt haben als sonst. Nein, liebe Dikte, man muß immer die Dinge zu wahren wissen. Was man sonst als mutwilligen Streich aufnehmen könnte, gewinnt ein andres Aussehen, wenn es sich um eine junge Dame von Welt handelt. Und eine solche willst du sein? Wenigstens mußt du dir Mühe geben, eine solche zu werden. Ich bin überzeugt, Miß Milton ist sehr böse über diese Unart gewesen, denn in England gibt es derlei Vorfälle gar nicht. Nicht wahr, liebe Miß Milton?"

Miß Milton errötete nun ebenfalls und begnügte sich, mit dem Kopfe zu nicken. Zum guten Glück trafen jetzt auch die Eltern ein, sonst hätte Graf Teupen seine Rede wahrscheinlich wieder aufgenommen. So aber lenkte das Interesse, das Herr und Frau von Tübingen der Schmückung der Veranda zuwandten, auch die Gedanken des Großvaters ab, der mit den andern auf die Freitreppe hinaustrat. Zu den andern gehörten natürlich auch die Hunde, Cosy selbstverständlich auf dem Arm der Frau Eleonore, der Einzigen, die diese zart organisierte Tierseele von Grund aus verstand.

Auf der Veranda waren Stupps und zwei Dienstmädchen damit beschäftigt, die großen weißen Säulen mit Girlanden zu umwinden.

„Sehr hübsch," sagte Tübingen und nickte befriedigt. „Mehr ist gar nicht nötig. Ich höre, daß die Sänger im Dorfe dem jungen Herrn Baron bei seiner Ankunft ein Ständchen bringen wollen. Das will ich nicht, Riedecke; sage es den Leuten, natürlich so, daß sie sich für ihren guten Willen nicht noch gekränkt fühlen. Ich möchte nur kein unnötiges Aufsehen haben; das kann ich nicht leiden. Die Girlanden genügen. Ist die Posttasche noch nicht da?"

„Sie muß jeden Augenblick kommen Herr Baron," erwiderte Riedecke.

„Na schön — da wollen wir in Ruhe frühstücken! Bernd und Dieter, wenn ihr hübsch artig seid, könnt ihr euern Bruder von der Station abholen."

Beide Jungen erhoben ein Jubelgeschrei.

„Papa," sagte Dietrich, „ob mir der Max wohl eine Löwenhaut mitbringt? Versprochen hat er es mir."

„Und mir einen Elefantenzahn," fügte Bernd hinzu. „Aber ich glaube nicht, daß er Wort hält. Großpapa meint, die Afrikareisenden schnurrten alle."

„Schnurren habe ich keinesfalls gesagt, mein Junge," erwiderte Graf Teupen, während man allseitig am Frühstückstische Platz nahm. „Aber allerdings, die Afrikareisenden übertreiben gern, und nicht nur diese, sondern überhaupt alle Reisenden. Das liegt so in ihrer Natur."

„Gerstäcker auch?" fragte Dieter. „Ja, Großpapa?"

„Ein bißchen — ja, ein bißchen wird er wohl auch übertreiben."

„Großpapa, in dem Buche von Gerstäcker," begann Bernd wieder, „das du uns zum Lesen gegeben hast, kommt eine prachtvolle Geschichte vor von einem Indianer, der auf einer Reihe lebendiger Krokodile über den Fluß gegangen ist — auf ihren Rücken, ohne daß sie ihn gebissen haben. Ich möchte gerne wissen, ob das wahr ist. Glaubst du das?"

„Es waren vielleicht zahme Krokodile," warf Tübingen ein.

„Nein ganz wilde," entgegnete Bernd. „Der Indianer wurde verfolgt, aber den andern haben sie totgebissen! Großpapa, das ist doch merkwürdig, daß sie gerade den Indianer nicht gebissen haben!"

Der Großpapa versuchte, die Seltsamkeit dieser Tatsache durch einen glücklichen Zufall zu erklären. Er galt in den Augen der Jungen für allwissend; für ihn konnte die Welt keine Geheimnisse haben. Das heftige Aufklärungsbedürfnis der Zwillinge brachte ihn häufig in Verlegenheit. Sie forschten und fragten ihn aus, bis er schließlich keine Antwort mehr geben konnte. Eines Abends wollte Bernd wissen, was die Sterne wären. „Weltkörper, mein Kind, wie unsre Erde." „Aber wie hängen sie denn da oben am Himmel?" „Sie bewegen sich im leeren Raume." „Was ist das: der leere Raum?" „Die Unendlichkeit, mein Junge." „Aber, Großpapa, ich bitte dich, es muß doch alles einmal ein Ende haben, sonst hört es ja nie auf, und das gibt es doch gar nicht!" „Die Unendlichkeit hört eben nie auf, lieber Bernd." . . .

Bernd dachte nach und erwiderte dann in unbestimmten Tone: „Nein, Großpapa, das kann ich nicht glauben. Ein Ende muß da sein. . . ."

Seit Max sich der Expedition des Doktor Haarhaus nach Usagara angeschlossen hatte, bevorzugte Graf Teupen die Kolonialpolitik. Ein besonderes Steckenpferd mußte er immer haben. Eine Zeitlang hatte er sich zur Beruhigung seines immer regsamen Geistes einer lebhaften Sammlertätigkeit zu wohltätigen Zwecken hingegeben. Mit wahrhaftem Feuereifer sammelte er so ziemlich alles, was irgendwie nur Verwendung finden konnte: Briefmarken und Eisenbahnbilletts und Korkpfropfen, die Stanniolhüllen der Weinflaschen, alte Zeitungen, Zigarrenabschnitte und Knöpfe — kurz hunderterlei wertloses Zeug, das er in seinem Zimmer in einem riesenhaften, noch aus dem vorigen Jahrhunderte stammenden Schranke sorgfältig geordnet aufbewahrte und nach Ablauf eines Jahres an die Zentralstelle des roten Kreuzes schickte. Da er nun neugierig war, welches klingende Resultat seine Bemühungen um die Wohltätigkeit eingebracht, so bat er um freundliche Abschätzung des eingesandten Materials. Und er erhielt umgehend mit einem längeren Dankbriefe die Nachricht, daß seine schätzenswerten Gaben dem ungefähren Betrage von sieben Mark und fünfzig Pfenningen gleichkämen. Dafür konnte man einem armen Waisenknaben allerdings nur einen Arm oder höchstens beide Beine bekleiden, aber nicht mehr — und das ärgerte den Grafen, der noch fünf Mark und zwanzig Pfennige für die Fracht bezahlt hatte, so sehr, daß er das Sammeln aufgab.

Die Kolonialpolitik interessierte ihn mächtig. Das war ganz sein Fall: ein Kreuzzug gegen Sklaverei und Heidentum und zugleich eine Mehrung des Reichs. Er schnitt aus der „Kreuz-Zeitung" alle Notizen und Artikel, die koloniale Fragen betrafen, heraus und hob sie auf und studierte außerdem sämtliche Afrika behandelnden Bücher, die er in der Hausbibliothek vorfand. Allzuviel waren es nicht und auch nicht die neuesten. Aber dem Grafen genügte zunächst das Vorhandene. Es war da besonders ein Buch, in das er sich mit großem Eifer versenkte: „Des Herrn A. Roberts Historie der New-gefundenen Völcker Severambes, welche einen Teil des Dritten festen Landes, so man sonsten Africam nennet, bewohnen, darinnen einegantz newe und eigentliche Erzehlung von der Regierung, Sitten, Gottes-Dienst vnd Sprache dieser denen Europäischen Völckern biß anhero noch unbekannten Nation enthalten" — ein Werk, von dem er behauptete, daß es ein Vorgänger der Schilderungen Livingstones sei. Hin und wieder verschrieb er sich übrigens auch ein neueres Reisewerk, um Max bei seiner Rückkehr durch seine Kenntnisse zu überraschen. Das machte ihm Spaß und füllte seine freie Zeit aus, die er im Uebermaß besaß. Im Grunde genommen grollte er der Regierung bitter, daß sie ihm „im besten Mannesalter" den Laufpaß gegeben hatte, denn daß er niemals ein hervorragender Vertreter der Diplomatie, sondern eigentlich immer nur ein gewandter Repräsentant gewesen war, wollte er selbstverständlich nicht wahr wissen. Wie er in allen seinen Neigungen für die moderne Zeit wenig übrig hatte, so wurzelte er auch in seinen staatsmännischen Anschauungen ganz im Vergangenen und Ueberlebten, gewissermaßen im Hofton der Allonge. Das ehrliche Maklertum dünkte ihn ziemlich brutal, die politische Intrigue Mittel zum Zweck. Und diese Vorliebe für die kleine Intrigue, die derzeitig der Grund für seine Verabschiedung gewesen war, hatte er auch mit in den Ruhestand übernommen. Er intriguierte noch heute ein bißchen — „für den Hausgebrauch", wie sein Schwiegersohn meinte — glatt lächelnd, händereibend, liebenswürdig und Phrasen ausstreuend, wie eine Scribesche Lustspielfigur.

Die Ankunft der Posttasche unterbrach die Frühstücksarbeit. Das war immer ein Moment von einer gewissen Feierlichkeit. Man hörte draußen auf der Veranda den schweren Stapfschritt des alten Inspektors Bruhse, der die Mappe brachte. Der Wagen, der jeden Morgen mit den plombierten Milchkannen nach der Station fuhr, holte die Mappe auf der Post ab. Dann wurde sie Bruhse überliefert, wenn er zum Morgenrapport antrat, und Bruhse überreichte sie wieder, auf der Veranda wartend, dem alten Riedecke, der sie mit seinem feinen Lächeln Teupenscher Abstammung und kurzer Verneigung Tübingen präsentierte.

Aller Augen ruhten auf der schwarzen Ledertasche mit ihren abgescheuerten Ecken und ihrem runzlig gewordenen Ueberzug. Tübingen pflegte dadurch die Spannung zu verlängern, daß er die Mappe zuerst mit langsamen Bewegungen vor sich hinlegte und dann in allen seinen zahlreichen Taschen nach dem Schlüssel suchte. Und regelmäßig fand sich dieser Schlüssel erst in der letzten Tasche. Aber ehe der Baron aufschloß, pflegte er die Mappe jedesmal noch genau zu besichtigen, wobei er nie zu bemerken unterließ: „Könnten uns auch 'mal bald eine neue gönnen!" Dann erst wurde sie geöffnet und ihr Inhalt dem Tageslicht übergeben.

(Fortsetzung folgt).

— **Berechtigter Vorhalt.** Herr (der ein älteres Mädchen aus eiskaltem Wasser gezogen): „Aber, mein Fräulein, wollen Sie Ihr Heil nicht lieber auf weniger unangenehme Art versuchen — etwa bei einem Heirathsvermittler?"

Die Dame aus dem Kloster

Von Balduin Groller.

Beim schwarzen Kaffee, die Zigarettenschachtel vor sich, sitzen zwei Freunde beisammen, der Novellist und sein getreuester Anhänger und Leser, der Professional und der Amateur.

„Heute komme ich doch hoffentlich ungelegen?" fragte der Amateur.

„Warum — hoffentlich?"

„Weil ich dabei gewöhnlich am meisten profitiere."

„Es wird gebeten — deutlich zu schreiben!"

„Es gehört Ihr kindliches Gemüt dazu, daß Sie meinen Trick nicht schon längst durchschaut haben. Ich komme Ihnen ungelegen, wenn Ihnen etwas durch den Kopf geht. Ich sehe Ihnen das immer gleich an, und mir ist gerade das sehr gelegen."

„Noch immer dunkel der Rede Sinn!"

„Es läßt Ihnen ja dann doch keine Ruhe, bis Sie mir nicht haarklein auseinandergesetzt haben, was in Ihnen rumort. Das ist mein Profit."

„Sehr liebenswürdig, aber ich glaube, der Spieß ließe sich umkehren. Vielleicht sind Sie dann das Opfer, und ich bin es der profitiert. Man macht sich eine Sache selbst klarer, wenn man sie ausspricht, sie einer vorläufigen Kritik unterbreitet und sie unter Umständen auf ihre Wirkungsmöglichkeit prüft. Sie haben höchstens den Vorteil, die Sachen dann später nicht mehr lesen zu müssen."

„Ich weise alle schnöden Verdächtigungen zurück. Sie sind geladen — schießen Sie los!"

„Ich weiß nicht recht — Sie sind doch vielleicht zu früh gekommen, und am Ende bleiben wir dann nach der Exposition stecken."

„Wir sind, gottlob, noch niemals stecken geblieben. Also — heraus mit Eurem Fledderwisch!"

„Gut, versuchen wir's: Eine schwerfällige geschlossene Kutsche hält vor einem reizenden kleinen Palais in der Avenue Villiers."

„Avenue Villiers — dort hat ja der Munkacsy gewohnt!"

„Vielleicht ist sie mir darum zunächst eingefallen. Wenn Sie mich aber immer so unterbrechen werden, dann sehe ich nicht ab, wie ich mit dem Dichten weiterkommen soll."

„Ich verstumme bereits."

„Das Palais ist ein Schmuckkästchen im blühenden Stil der Hochrenaissance. Ein imposanter, goldbetreßter Portier . . ."

„Halt! Bei der blühenden Hochrenaissance hätten Sie sich schon ein bischen aufhalten dürfen. So ein Palais schildert man doch! Ich habe eine Schwäche für die Hochrenaissance."

„Ein imposanter, goldbetreßter Portier mit Dreispitz und Silberstab öffnet, sich tief verneigend, den Wagenschlag. Zwei Damen steigen aus, betreten das prunkvolle Stiegenhaus und schreiten dann durch die zu beiden Seiten spalierbildende Dienerschaft die Treppe empor."

„Schön, aber sagen Sie mal, warum lassen Sie die Geschichte in Frankreich spielen?"

„In einem Salon, einem wahren Wunderwerk der angewandten Kunst, lassen Sie sich nieder. Möbel aus nilgrüner Seide, das geschnitzte Holzwerk reich und echt vergoldet . . . ."

„So lasse ich mir's gefallen!"

„. . . gemusterte blauseidene Tapeten, ein tiefroter, den Fußboden vollständig deckender Teppich, vor einem aus einer Causeuse und zwei Miniaturfauteuils gebildeten Etablissement ein mächtiges Eisbärfell, und . . ."

„Ein wenig bunt — finden Sie nicht?"

„und alle diese scheinbar auseinanderstrebenden Farben mit künstlerischem Geschmack zu wundervoller Harmonie zusammengestimmt."

„Ach so! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung!"

„An den Wänden kostbare Gemälde guter moderner Meister."

„Jetzt keine Hiebe mehr — zur Sache!"

„Die zwei Damen bildeten einen seltsamen Kontrast zu der heiteren, glanzvollen Umgebung. Die jüngere von ihnen war mit völligem Verzicht auf irgend eine weltliche Wirkung mit wahrhaft klösterlicher Askese gekleidet. Sie trug ein schlechtsitzendes graues Tuchkleid, das auch nicht eine Ahnung des Schatzes an Schönheit der Formen dieser jugendlich stattlichen Gestalt vermittelte."

„Schade!"

„Eine ebenfalls schlechtsitzende, wie mit der Holzhacke zugeschnittene graue Tuchjacke verhüllte den Oberkörper —"

„Und verfehlte somit völlig ihren Zweck. Hier wäre das geistvolle Aperçu einzuschalten, daß nicht dazu weibliche Toilette erfunden ward, um weibliche Schönheit zu verhüllen."

„Ein unförmlicher, abgeschmackter Hut machte es fast unmöglich, das jugendliche Gesicht auszunehmen. Die junge Dame setzte sich bescheiden auf die Kante eines Sessels, hielt die Augen niedergeschlagen und harrte der Dinge, die da kommen sollten."

„Sie scheinen weniger neugierig gewesen zu sein als ich."

„Die ältere Dame war ebenfalls einfach gekleidet, aber doch schon mit einiger Eleganz; immerhin war aus ihrem Gehaben zu entnehmen, daß es eine Art dienender Stellung sei, die sie einnahm."

„Höre mich an, Diane," begann die ältere Dame.

Diane blickte erstaunt auf.

„Du wunderst dich, daß ich ganz unvermittelt du zu dir sage? Ich erfülle einen Befehl, und ich muß alle Befehle buchstäblich erfüllen. Wenige Worte werden alles aufklären. Der Augenblick ist da, wo du alles erfahren mußt. Du bist ein Kind der Liebe. Deine Mutter starb, als du sechs Jahre alt warst. Dein Vater — kein Mensch kennt ihn. Du hast keine Verwandten; du stehst allein auf der Welt, aber dein Vater hat fürstlich gesorgt für deine Mutter und für dich. Nach dem Tode deiner Mutter übernahm Graf Vigny, offenbar ein Freund deines Vaters, die Vormundschaft über dich. Er ist Soldat, jetzt Oberst in Algier. Er ließ dich in ein Kloster bringen, wo du bleiben solltest, bis du eigenberechtigt würdest. Die Methode war ein wenig bequem, aber ein Soldat kann sich nicht viel um die Erziehung eines Mädchens kümmern."

Diane nickte.

„Ein Gutes hat es vielleicht gehabt," fuhr die ältere Dame fort, „dein Vermögen hat sich seither verdoppelt. Seit heute bist du eigenberechtigt. Du bist hier Herrin!"

Diane erhob sich.

„Das alles gehört mir?!"

„Alles! Das Haus und die Mittel, es standesgemäß zu führen. Draußen harrt die Dienerschaft deines Winkes gewärtig, im Stalle stehen die edelsten Pferde, in der Remise die Equipage zur beliebigen Auswahl."

„Und ich bin die Herrin! Wer aber — sind Sie?"

„Deine Dienerin."

„Meine Dienerin? Und dennoch — ich bitte um weitere Aufklärung!"

„Ich bin die Witwe eines Hauptmannes. Oberst Vigny hat mich mit der Aufgabe betraut, dir das Haus einzurichten und dich aus dem Kloster zu holen."

„Schön; aber so spricht doch nicht eine Dienerin mit ihrer Herrin!"

„Und doch hast du über mich zu befehlen, und kannst mich behalten oder wegschicken. Der Oberst befahl mir, dich von Anfang an zu duzen und mich von dir duzen zu lassen. Es werde für deine gesellschaftliche Stellung besser sein, wenn ich gewissermaßen Mutterstelle bei dir einnähme. Man soll mich wenigstens für eine Verwandte halten. Ich heiße Georgine Passy und werde alle deine Befehle erfüllen. Willst du mich fortschicken, Diane? Nun, da ich dich aus dem Kloster geholt, bist du frei. Schickst du mich fort?"

„Nein, Georgine, bleibe!"

Georgine küßte dankbar der Herrin die Hand.

„Eine sehr annehmbare Exposition," geruhte hier der Amateur zu bemerken. „Der Anfang eröffnet Perspektiven. Diane hat ihr ganzes Leben im Kloster zugebracht und nun wird sie plötzlich und ganz unvermittelt in den größten weltlichen Luxus hineingestellt. Brillante Idee! Jetzt wird mir auch klar, warum Sie die Geschichte nach Frankreich verlegt haben. In Frankreich verträgt man schon etwas und weist ein Gericht nicht zurück, weil es vielleicht ein wenig wildelt. Im Gegenteil! Also — nur ordentlich ins Geschirr gelegt!"

„Ich gedachte nicht —"

„Tatata! Nur jetzt keine Schüchternheit! Das Publikum erlaubt viel mehr, als Sie glauben."

„Zwischen dem Publikum und dem Autor steht noch eine Instanz!"

„Ich sehe schon, ich werde nie aus Ihnen einen großen Dichter machen? Was wollen Sie denn nun eigentlich mit der Dame aus dem Kloster anfangen?"

„Das ist so eine Sache! Ich muß mich an die psychologische Folgerichtigkeit halten."

„Bleiben Sie mir damit vom Leibe! Sie haben Spannung zu wecken und zu unterhalten."

„Richtig — um ein großer Dichter zu werden!"

„Spotten Sie nur! Wenn ich das könnte, was Sie können, dann sollten Sie mal sehen, was ich daraus zu machen wüßte! Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein wenig unter die Arme greife und für Sie weiter dichte?"

„Bitte!"

„Zunächst müssen wir das Frauenzimmer schildern. Sie ist selbstverständlich sehr schön?"

„Sehr!"

„Wir wählen rote Haare?"

„Ich habe nichts dagegen."

„Tun Sie's mir zuliebe. Ich habe immer eine kleine Schwäche für „rote Bestien" gehabt. Die Augen grün — meergrün und tief wie das Meer."

„Rot das Haar, grün die Augen — ein wenig bunt!"

„Aber — künstlerisch zusammengestimmt! Die Schöne erkundigt sich also vor allen Dingen, ob das Bad in Bereitschaft sei. — Selbstverständlich! antwortete die Duenna."

„Wa—as? Sie werden doch die Heldin jetzt nicht baden wollen?!" fragte erschreckt der Novellist.

„Natürlich will ich das! Diane wird aus dem Dunkel plötzlich in das helle Licht gerückt. Da muß sie der Leser sehen, und das gleich ordentlich. Er muß wissen, was er an ihr hat. Meine Methode zu dichten, sichert uns gleich mehrere Vorteile. Wir kriegen Gelegenheit, ein mit raffiniertem Luxus eingerichtetes Badezimmer und dann, was auch nicht zu verachten ist, ihre Schönheit zu schildern. Also: das Badezimmer schimmerte nur so vom Delfter Porzellan. Die Marmorwanne war in den Fußboden eingelassen. Mächtige Spiegel verhundertfachten —."

„Ich glaube, wir könnten weitergehen!"

„Ein geräumiger, mit einem funkelnden Bokharateppich überdeckter türkischer Diwan lud zur Ruhe nach genommenem Bade."

„Jetzt wird Ihnen aber das Dichten behördlich eingestellt."

„Ich bin auch schon fertig."

„Schön. Gebadet hätten wir die Dame aus dem Kloster nun — was fangen wir weiter mit ihr an?"

„Das ist Ihre Sache, teurer Freund."

„Mich haben Sie nun aber glücklich ganz aus dem Konzept gebracht."

„Die Sache ist sehr einfach. Der Roman ergibt sich von selbst. Diane hat bisher ihr ganzes Leben qualvoll durchträumt, jetzt erwacht sie, sie hat im Gefängnis, im Dunkel, in der Wüste — wie Sie wollen — geschmachtet. Auf das „geschmachtet" kommt es an. Nun tritt sie hinaus auf die Oase, ins Licht, in die Freiheit! Ein wahnsinniger Durst erfüllt sie, der ungeheure Lebensdurst! Da haben Sie einzusetzen. Ein dankbareres Motiv läßt sich gar nicht denken!"

„Es wird sich nicht machen lassen," erwiderte der Novellist nachdenklich.

„Warum denn nicht?"

„Gerade Ihre Phantasien machen mir die Unbrauchbarkeit des Motivs klar."

„Erlauben Sie!"

„Es würde an der Folgerichtigkeit fehlen."

„Folgerichtig ist, daß man trinken will, wenn man durstig ist. Sie werden aus Dianen eine großartige Lebedame machen, die sich die Welt erobert!"

„Das werde ich nicht. Die Leute in den Klöstern verstehen auch ihr Geschäft. Wenn sie einen Menschen von Kindheit an bis zur Volljährigkeit unter ihrem Einfluß gehabt haben, dann haben sie ihn auch schon ganz für sich gewonnen."

„Es kann doch aber auch psychologische Wandlungen geben?"

„Die gibt es, aber wahrscheinlicher ist der umgekehrte Prozeß, daß aus alternden Lebedamen fromme Betschwestern werden."

„Und ich habe mich so angestrengt mit dem roten Haar, der prachtvollen Figur, dem exquisiten Badezimmer — schade, schade."

„Ich kann Ihnen nicht helfen, mein Teurer!"

„Und was gedenken Sie jetzt mit der schönen Diane zu tun?"

„Wir schicken sie ins Kloster zurück."

„Das ist grausam!"

„Ich kann ihr auch nicht helfen. Uebrigens schicke nicht ich sie, sie geht von selber. Sie verzichtet freiwillig auf alle weltliche Lust und sehnt sich nach den Entzückungen der Andacht zurück."

„Und ihr Vermögen?"

„Vermacht sie frommen Stiftungen." — —

Der Amateur ging schwer gekränkt von dannen.

Im Hesenland:

Das Städtchen Friedberg feiert seinen siebenhundertsten Geburtstag.

Von Dr. Willo Uhl

Keine Fahnen flattern froh aus Sommerfenstern; keine Männergesangvereine, Militärkapellen, Festredner, Ehrenjungfrauen und spalierbildende Schulkinder sind angetreten, keine erlauchte K.-Hoheit entschreitet „elastischen Schrittes" dem Auto, um auf dem alten Marktplatz in markigen Worten des 700jährigen Bestehens der Stadt Friedberg und ihrer unwandelbaren Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus zu gedenken . . . . usw. usw. Das ist schade, jammerschade, denn zu einer so ehrwürdigen Jubilarin gehört nun einmal stimmungsfördernder Festklimbim.

Einzig der Himmel, der auf die neue Zeit noch nicht so recht eingestellt zu sein scheint, hat sich herrlich gerüstet; blau-blau umzirkelt er die Stadt wie das drumherum auf- und absteigende schmückende Beiwerk.

Sonst ist's stille. Die typische Hessenstadt geht ihren gar zu geruhigen Gang, und nur wenige Eingeweihte wissen um die Feststunde; manche anderen haben, ohne sich irgendwie darüber zu erregen, auch in der Zeitung davon gelesen.

Friedberg bleibt selbst an seinem höchsten Festtage nur: angenehme Durchgangsstation für revolutionsherrschaftliche Autos nach dem schönen Nauheim.

Keine Girlanden, keine Fahnen. „Die schwarz-rot-goldene habe ie noch net, und die schwarz-weiße-rote kunne se net mehr enaushenge," so erläuterte mir mein begeisterter Führer, als er mir auf morgendlichem Gang die Bedeutung Friedbergs in den letztverflossenen sieben Jahrhunderten so einleuchtend ins Gehirn projizierte, als sei er selbst dabei gewesen; umpfeffert allerdings von „au"-thentischen Hessengeschichten.

Bereits 1216 wird die Burg, aber erst am 11. August 1219 die Stadt Friedberg (Wr.dburre, Bretheberch, Friedeberg) urkundlich erwähnt. Günstige Verkehrsverhältnisse bringen der Stadt raschen Aufschwung; sie wird die wehrhafteste des „Wetterauer Städtebundes", der mit ihr Frankfurt, Wetzlar und Gelnhausen zusammenschließt; sie konnte bis weit nach Norddeutschland hinein mit ihrem Recht neugegründete Städte begaben, redete bei den Reichstagen ein gewichtiges Wort, sah bis 1582 zwölf deutsche Könige und Kaiser und ist, wie Frankfurt, in der „Goldenen Bulle" ausdrücklich hervorgehoben.

Gewaltig hat die Geschichte an den Mauern gerüttelt: andauernder Hader zwischen Stadt und Burg, Verpfändung der Reichssteuern, Zusammenbruch des Städtebundes, große Brände und zehrende Seuchen, Verdrängung der einflußreichen Friedberger Messe durch die Frankfurter, dann Krieg und immer wieder Krieg mit Stürmen, Plündern und Verheeren schlugen unheilbare Wunden und drückten sie zu Boden.

Doch ungebrochen schraubte sie sich kräftig empor, überwand die Zeit. Der dicke Hessenschädel siegte. Viel Unersetzliches ist zerstört und weggeschleppt worden, viel des Schönen ist geblieben. Ueber allem thronend die Burg. Viele Jahrhunderte haben sorglos an ihr mitgebaut und von jedem zeigt sich noch unverwischte Spur. Ein Konglomerat von Stilen überflutet uns in dieser Hohenstaufenburg, die auf den Grundfesten eines großen Römerkastells fußt; tiefe Gräben, gezackte Basaltfelsen, breite Mauern gaben ihr sichersten Schutz. Um den Adolfsturm drängen sich Burgmannenhäuser, wappengezierte Tore, Kirche Wachthaus Brunnen und der verästelte Garten, der von vorspringenden Altanen aus die sonntagstille Stadt vor uns auftut.

Bald lassen wir den Zauber der Burg, der spitzwegischen Häuschen, des verträumten Burghofes hinter uns. Auf der alten „Breiten Straße" reiht sich Giebel an Giebel, schmal emporgedängt; andere mit unendlicher Ruhe breit aufsitzend — eine bunte Gesellschaft, die sich hier innig zusammenfand und trotz ihrer Verschiedenheit prachtvoll geschlossen dasteht. Hinter ihr die Liebfrauenkirche, die als romanische Basilika begonnen wurde, später jedoch gotisch weiterwuchs. Protestantismus hat ihr, nachdem das alte Chorgestühl entfernt war, eine spröde Kühle aufgedrückt, sodaß dieser Typ der hessischen Hallenkirche etwas nüchtern wirkt. Hinter dem Altar aber steht das Wunder, das versöhnt: vierzehn Meter hochgetrieben ein gotisches Sakramentshäuschen von unerhörter Zärte der Steinmetzarbeit; schmiegsamstes Holz glaubt man zu sehen, fühlten die Hände nicht harten Stein.

Durch Gewinkel und Gecke zum ehemaligen Ghetto und dem Judenbad; fünf Treppen führen unter die Erde und auf den Grund des 25 Meter tiefen Brunnenturmes Rundsäulen mit Kelchkapitälen und Plattenprofilen gemahnen an älteste Bauteile der Marienkirche. Uebergang vom romanischen zum gotischen Stil.

Aus der tropfenden Dunkelheit wieder zurück zum hellen Getriebe der Stadt. Ruhig geht ihr Leben. Harte Hessenköpfe schieben sich durch die Gassen, wassergescheitelte Jüngling promenieren, Mädchen tragen stolz ihre weißen Kleider, Bürger sitzen in der Kirche und dann in der Kneipe. Man freut sich behaglich dieses schönen Sonntags, hat aber ganz vergessen, diesen Sonntag als jubelnden Feiertag auf den Kalender zu setzen.

Keine Fahnen, keine Girlanden. . .

Ein junger Schriftsteller muß vor allem zwei Dinge besitzen: viel Geduld und viele Briefmarken.

— **Seine Erziehung.** — „Geh' nur, Peperl, hol' dir beim Kaufmann unten eine Orange und sag', der Papa wird s' schon zahlen!"

„Gib ihm doch 's Geld, du hast's ja!"

„Lass'n nur, Ida, 's Schuldenmachen kann der Bub gar nicht früh genug lernen."

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob er die richtige auch findet!
Der Wahn ist kurz, die Eh' ist lang.